



10.03.2019
Réka Juhász

Jesus aber kehrte in der Kraft des Geistes nach Galiläa zurück. Und die Kunde von ihm verbreitete sich in der ganzen Umgebung. Und er lehrte in ihren Synagogen und wurde von allen gepriesen. Und er kam nach Nazaret, wo er aufgewachsen war, und ging, wie er es gewohnt war, am Sabbat in die Synagoge und stand auf, um vorzulesen. Und man reichte ihm das Buch des Propheten Jesaja. Und als er das Buch auftat, fand er die Stelle, wo geschrieben steht: Der Geist des Herrn ruht auf mir, weil er mich gesalbt hat, Armen das Evangelium zu verkündigen. Er hat mich gesandt, Gefangenen Freiheit und Blinden das Augenlicht zu verkündigen, Geknechtete in die Freiheit zu entlassen, zu verkünden ein Gnadenjahr des Herrn. Und er tat das Buch zu, gab es dem Diener zurück und setzte sich. Und aller Augen in der Synagoge waren auf ihn gerichtet. Da begann er, zu ihnen zu sprechen: Heute ist dieses Schriftwort erfüllt - ihr habt es gehört. Und alle stimmten ihm zu und staunten über die Worte der Gnade, die aus seinem Mund kamen, und sagten: Ist das nicht der Sohn Josefs? Und er sagte zu ihnen: Gewiss werdet ihr mir jetzt das Sprichwort entgegenhalten: Arzt, heile dich selbst! Wir haben gehört, was in Kafarnaum geschehen ist. Tu solches auch hier in deiner Vaterstadt! Er sprach aber: Amen, ich sage euch: Kein Prophet ist willkommen in seiner Vaterstadt. Es entspricht der Wahrheit, wenn ich euch sage: Es gab viele Witwen in Israel in den Tagen Elijas, als der Himmel drei Jahre und sechs Monate verschlossen war und eine grosse Hungersnot über das ganze Land kam, doch zu keiner von ihnen wurde Elija geschickt, sondern zu einer Witwe nach Zarefat bei Sidon. Und es gab viele Aussätzige in Israel zur Zeit des Propheten Elischa, doch keiner von ihnen wurde rein, sondern Naaman, der Syrer. Da gerieten alle in der Synagoge in Wut, als sie das hörten. Und sie standen auf und trieben ihn aus der Stadt hinaus und führten ihn an den Rand des Felsens, auf den ihre Stadt gebaut war, um ihn hinunterzustossen. Er aber schritt mitten durch sie hindurch und ging seines Weges.

Lukas 4, 14-30

Liebe Gemeinde,

Es war kein besonderer Anlass. Es war der übliche öffentliche Gottesdienst in der Synagoge, in dem sich unsere Geschichte abspielt. Da findet man sich Sabbat für Sabbat ein und hört die schönen, bewegenden alten Texte. Texte über Gott und über sein Heilshandeln, das er in seiner Zeit zu Erfüllung bringen wird. Im Zentrum dieses Gottesdienstes stehen – wie immer – die fortlaufende Lesung aus der Thora und die darauffolgende Predigt. Den Lehrervortrag oder die Predigt kann von jedem

erwachsenen frommen Juden, der sich mit den Schriften gut auskennt, gehalten werden.

Diese Sabbatgottesdienste bedeuteten viel für die Nazarener: diese waren immer einerseits die geistigen Höhepunkte der Woche, andererseits ein Raum für ein schönes Zusammensein, für Diskussionen und für einen interessanten Austausch über Glaube, Welt und Politik mit gleichgesinnten Freunden und Bekannten.

Nazaret war ein kleines, bäuerliches Dorf. Das Dorf verfügte nur über eine Wasserquelle, wo man sich öfter sah und mit aktuellen Themen immer am Laufenden gehalten wurde. Hier kannte jeder jeden. So war auch Joseph der Bauhandwerker bekannt. Er, seine Frau Maria und ihre Kinder waren fleißige und fromme Menschen, besonders ihr Sohn Jesus wurde geachtet. Man kannte ihn gut, er war ein frommer, kluger, junger Mann, der regelmäßig an den Gottesdiensten teilnahm. Wie an diesem Schabbatgottesdienst, an dem er sich zu Wort meldete.

Lukas berichtet ganz detailliert über das Geschehen. Wir gewinnen sogar einen liturgischen Einblick in die damalige Gottesdiensttradition:

Zur Lesung steht Jesus auf, übernimmt die Schriftrolle. Er rollt sie auf und liest.

Schön und pathetisch mögen diese Worte geklungen haben für viele der anwesenden frommen Menschen, die regelmäßig dem Schabbatgottesdienst beiwohnten.

„Endlich etwas anderes, als die alltäglichen Gespräche und Gedanken wie bei dem Brunnen... überhaupt mir taugt dieser Gottesdienst, lyrisch, musikalisch, es bringt mich für eine kurze Zeit in eine andere Sphäre... das brauche ich, am Sabbat, Ruhe für Körper und Geist...“ – mögen bestimmt einige ähnliches gedacht haben.

Als Jesus mit dem Lesen fertig war, schloss er die Schriftrolle und gab sie dem Synagogendiener, der zum Personal jeder Synagoge gehörte. Er setzte sich danach zur Predigt – wie es in der Synagoge üblich war. Aller Augen waren gespannt auf ihn gerichtet. Und er begann zu reden. Seine Predigt bestand aber nur aus einem einzigen Satz: „Heute – in eurer Gegenwart – ist dieses Schriftwort in Erfüllung gekommen.“

Alle spendeten ihm Beifall, aber die Reaktionen waren zwiespältig. Nach seiner Rede waren sicherlich einige stumm, andere sehr aufgeregt und hochmotiviert und dachten: Ja, die Gnade Gottes gilt für hier und jetzt, nicht irgendwann in der fernen Zukunft, das müssen wir jetzt erst begreifen. Er ist ein Prophet, ich bin überzeugt“

Der Wunsch, dass die Unterdrückung durch die Römer endlich ein Ende haben sollte, war damals sehr groß unter den gläubigen Zeitgenossen Jesu. Sie hofften auf ein baldiges Kommen und Sichtbarwerden der Herrschaft Gottes.

Das „Wort“ Heute ist ein Lieblingswort des Lukas und zugleich ein sehr tiefsinniges Wort. Denn von Gott reden kann man nicht als von einer fernen Möglichkeit. Gott ist Gegenwart – wie das auch der Gottesname Jahwe im Alten Testament ausdrückt. Jahwe heißt für Mose beim brennenden Dornbusch, dass er es mit einem gegenwärtigen Gott zu tun hat.

Es wird in der Mose-Geschichte mit dem Satz „Ich bin der Ich-bin-da“ (Einheitsübersetzung) gedeutet. Der Gottesname verbindet dadurch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Ein „ich bin da“-Gott. Denn Gott ist Gegenwart – oder er ist gar nicht. Was nicht hier und jetzt Bedeutung hat, ist religiös vollkommen nichtig, Die Kategorie der religiösen Existenz ist die des Augenblicks, ist der Kreuzungspunkt von Zeit und Ewigkeit, meinte Sören Kierkegaard.

Aber lassen Sie uns zurückkehren zu unserer Geschichte, zurück in die Synagoge nach Nazaret: Die Reaktionen auf die Predigt sind zwiespältig. Viele mögen sich gefragt haben: „Was denkt er eigentlich über sich? Der Sohn Josephs geht etwas zu weit. Er hält sich für einen Propheten, das ist lächerlich, der Nachbarsjunge, der mit uns gespielt hatte, und in denselben Gassen wie wir umhergelaufen war...“

Und diejenigen, die die Rede Jesu so aufgenommen haben, waren sehr empört über ihn. Über diese Art und Weise, wie er über Gott und über sich sprach.

Was stört eigentlich diese Menschen daran, dass einer aus ihren Kreisen einen besonderen prophetischen Auftrag erhalten hatte?

Vielleicht ihre kurzsichtigen Vorstellungen, die sie von Jesus und von seiner Familie hatten? Für diese Leute dürfte Jesus über Gott, wenn überhaupt etwas, dann allenfalls sagen, was man so miteinander halt zu reden pflegt – die üblichen Redensarten, die üblichen Ansichten. Als Sohn des Joseph dürfte Jesus nichts anderes verkörpern und verkünden, als was ihm durch die Gene mitgegeben worden ist. Alles andere, alles Neue, Aufregende, Provozierende sollte er unterlassen. Da beruft sich jemand auf Gott und ernennt sich selbst zum Propheten. Schon der bloße Gedanke erzeugt Gefühle. Ja Gefühle von Neid und Ablehnung.

Die Worte Jesu waren wie Öl aufs Feuer. Die Gottesdienstbesucher fühlten sich beleidigt, ja angegriffen. Denn in den Beispielen, die Jesus erzählt, wurden die Propheten Gottes vom Volk Israel

nicht angenommen und deshalb zu den Heiden gesandt.

Zwei Geschichten aus dem Alten Testament, in denen sich Gott nicht seinem Volk, sondern Fremden, Heiden zuwendet.

Was ist aber daran so beleidigend für die Zuhörer Jesu?

Die Missachtung der Tradition und der gängigen Gottesvorstellungen. Doch Jesus zeigt ein anderes Gottesbild. Ein Bild über einen Gott, der nicht auf Vorleistung schaut, nicht auf die Opfertaten oder eingehaltene Fastenzeiten. Nicht auf die Haltung, sondern auf die Not des einzelnen Menschen schaut er. Nach der Auffassung Jesu entscheidet nicht irgendein geheimnisvolles Ritual über „rein“ und „unrein“, sondern Gott allein.

In den Erzählungen, die hier Jesus erwähnt, ist auch schon eine Prophezeiung versteckt, denn die Reaktionen seiner Dorfleute unterscheiden sich nicht von jenen der Bewohner von Anathoth, die ebenso über die Wunder der Propheten Elija und Elischa/Elisa empört waren. Diese beiden Propheten wurden vom Volk als falsche Propheten abgestempelt und die Ausrottungsstrafe (Deut13,6) wartete auf sie.

Genau so wollen auch alle in der Synagoge mit Jesus umgehen.

Sie sprangen auf und trieben Jesus aus Nazaret hinaus. Sie wollen ihn ausstoßen, ja hinrichten. Denn er beschmutzt die Tradition, beachtet den rechten Glauben nicht und er könnte mit seiner Denkweise auch andere anstecken.

Nach dem Gottesdienst sind wir plötzlich Augenzeugen von blankem Mobbing .Aggression.

Hier ist eine der unheimlichsten Reaktionen der Menschen zu beobachten. Eine archaische und doch jederzeit mögliche Handlungsbereitschaft: auf ein bestimmtes Signal hin sich zusammenschließen gegen einen einzelnen. Alle sind sich einig in dem einen gemeinsamen Gefühl, dieser eine verdiene es nicht länger, noch unter ihnen zu sein, ja überhaupt noch zu sein. Er gehört ausgerottet von der Mobbing-Meute, er gehört mundtot gemacht, er gehört totgemacht....

Woher das alles kommt?

Der Sozialpsychologe Philip George Zimbardo meint, es komme daher, dass jedes Mitglied einer Gruppe von allen anderen Gruppenmitgliedern akzeptiert sein möchte. Es genügt, die Individualität des Einzelnen im Kollektiv zu anonymisieren, es genügt, die Regeln und Interessen der eigenen Gruppe absolut zu setzen; es genügt eine entsprechende Emotionalisierung der Gruppenbindung in

Wut oder Begeisterung in Szene zu setzen, und es gibt keine übergeordnete Kontrollinstanz mehr, die dem Treiben Einhalt zu gebieten vermöchte.

Die Gruppe selbst setzt sich als das höchste Gut, ihr Zusammenhalt ist das „Beste“ und innerhalb ihrer „tun“ alle nur „das Beste“, und so wollen sie für den Augenblick alle unterschiedslos die Gruppe sein, niemand mehr existiert da für sich; jeder ist der andere, jeder rennt, schlägt, tötet als ein anderer, und je stärker die Entfremdung durch die Spielregeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens bereits vorbereitet ist – beim Training auf dem Kasernenhof, bei der Schulung in einem Sektencamp, bei der Prägung durch eine rigide, ichfeindliche Erziehung in Kindergarten – desto leichter gelingt die Verführung des Teufels, zugunsten der Masse als erstes sich selbst zu vernichten und dann einen jeden ins Nichts zu stoßen, der die Gruppe angreift. Menschen, die selber als Individuen nicht existieren, können andere Menschen als Individuen nicht existieren lassen.

Wie können wir diesem teuflischen Kreislauf entrinnen?

In Jesus begegnet uns ein Protagonist einer Haltung:

Nicht die Ausrottung des Bösen ist das Ziel, sondern seine Überwindung.

Was sind seine Methoden?

1. nicht das Weglaufen,
2. nicht das Zweifeln
3. oder sich entziehen
4. Vor Mobbing-Aggressivität zu fliehen ist unmöglich – innerlich oder äußerlich einerlei, unmöglich oder aussichtslos.

„Aber Jesus ging mitten in der Menge hindurch und zog weiter“. Er überwindet Angst vor Menschen durch sein Gottvertrauen, in seiner Rückbindung an Gott.

Man muss „ruhig“ in sich ruhend, in gesammelter Ichstärke ganz einfach „weitergehen“. Das ist die Haltung dieses Protagonisten Jesus.

„Seinen Weg“ machen, einzig so wird man den Respekt aufbauen können und die Unangreifbarkeit des „Ihr könnt mir gar nichts“, die nötig sind um der drohenden Mobbing-Dynamik zu entgehen.

Es ist eine Erfahrung, die im Alten China der weise Laotse einmal als die Stärke des Wassers über den Stein beschrieb. Er lehrte:

Auf der ganzen Welt gibt es nichts Weicheres und Schwächeres als das Wasser. Und doch in der Art, wie es dem Harten zusetzt, kommt nichts ihm gleich. Es kann durch nichts verändert werden. Dass Schwaches das Starke besiegt und Weiches das Harte besiegt, weiß jedermann auf Erden, aber niemand vermag danach zu handeln.